

Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posenener Zeitung.

Nr. 21.

Posen, den 23. Mai.

1880.

Der Sonnenbube.

Erzählung von M. Georgie.

I.

Er war wunderbar schön anzuschauen, wie er so dasaß, den Kopf von der kräftigen Hand gestützt, von der untergehenden Sonne beleuchtet und in die weite Welt hinaussehend, die sich leise und allmählig mit den Farben des Abends zu schmücken begann.

Die Sonne spann ihre glühenden Fäden über die ganze Gegend, und Luft und Meer, Felder und Wiesen, Strauch und Baum, Alles und Jedes, selbst der tiefdunkle, ernste Wald lächelte erröthend dem Scheidegruß entgegen; aber die leuchtendsten Strahlen, den goldigsten Schein schüttete die Sonne über ihn aus, dessen blickende Augen stolz und kühn ihr Strahl um Strahl wiedergaben, und Beide schauten sich an, heiß und innig, als ob sie sich nimmer lassen könnten.

Der Sohn des Waldes, wie über seine Hand die Fülle seiner braunen Locken niederhing, sein ausdrucksvolles Auge leuchtend, als zöge eine Schaar unsterblicher Gedanken durch seine Seele, die Wangen geröthet von dem Widerschein einer tiefen Empfindung, die ganze hohe Gestalt halb vorwärts gelehnt, als strebe sie der Sonne, der Zukunft entgegen, er war wunderbar schön anzuschauen, wie er so dasaß in der einfachen Jägertracht, die sich um die schlanken Formen schmiegte, und mit den Blicken die Gegend umspannend über sein vergangenes Leben nachsann.

O die Sonne! Wie oft hatte er sie und sie ihn angeschaut, und jene wichtigen Ereignisse seines Lebens in seine Seele gebrannt, daß sie unauslöschlich in ihren Strahlen zu schimmern schienen. Wie oft war sie seine einzige Freundin gewesen, und schien er sich von der ganzen Welt verlassen — sie verließ ihn nicht. Darum harnte er oft am Morgen, bis sie emporstieg in strahlender Schönheit; darum begrüßte er sie Abends, wenn sie unterging, um andern Völkern zu leuchten — er legte ihr gleichsam Rechenschaft ab über sein Thun und Treiben, Denken und Bühlen.

Wie die Sonne ihm jetzt Strahl um Strahl zusandte, rollte sich Bild um Bild vor seiner Seele auf, und sein ganzes vergangenes Leben stieg in der Erinnerung empor. Wieder ward er zum Kinde und saß vor Margarethens Hüttenthüre zu deren Füßen und ließ sich erzählen, wie ihr seliger Mann, als er mit den übrigen Holzschlägern Abends heimgekehrt, ihn droben auf dem Sonnenberge gefunden habe, schlafend neben dem toten Vater, den wohl ein Herzschlag getödtet haben müsse; daß er ihn anfangs auch für todt gehalten, weil er so ruhig im Sonnenlicht gelegen habe; daß er endlich sich näher gewagt und ihn aufgenommen habe, als er seinen Athem gehört — wie er dann erwacht sei und auf alle Fragen bitterlich weinend „Papa“ gerufen, weiter habe er noch nichts reden können; wie er dann den Schulzen herbeigeholt, und als sie den Todten untersucht, nur ein Medaillon mit einem Frauenkopf und einen Brief, der in Nichts Aufschluß gab, gefunden hatten — sonst nichts, keine Uhr, kein Geld, keine Brieftasche, so daß sie wohl gemeint, es habe ein Dieb ihn schon geplündert, wie dann ihr Mann ihn zu ihr gebracht und sie ihn in Gottes Namen behalten hätte. Kinder besahen sie nicht. Wie sie habe weinen müssen, als er so kläglich „Papa“ gerufen, und Gott und der heiligen Jungfrau gelobt hätte, fortan seine Mutter zu sein.

Wieder dachte er daran, wie treu die alte Margarethe ihr Gelübde erfüllt und ihn bis zu ihrem Ende behütet habe, so gut sie konnte; wie ihn die Kinder zuerst bei ihren Spielen „Sonnenbube“ gerufen, weil der Name „Waldemar“, der in dem Briefe

gestanden und auf den er gleich gehört habe, doch zu städtisch und fremd geklungen habe, und wie er zuletzt vom ganzen Dorfe so genannt wurde.

Noch einmal sah er die Herbstsonne matt und traurig durch die entlaubten Bäume schimmern, als er, ein zehnjähriger Knabe, bitterlich weinend an Margarethe's offenem Grabe stand, während der Sarg langsam in die Erde sank und die Schollen dumpf darauf herniederfielen, als mit ihr sein Alles begraben wurde. Wie schimmerten einige Monate später die Dächer des kleinen Bergsdorfes, das ihm Heimat geworden, so hell im Morgenlichte, als er oben auf dem Sonnenberge stand und zum letzten Male hinunterblickte! Die Leute im Dorfe waren sehr arm, und der Waldbauer schickte ihn ein paar Tagereisen weit fort mit einem Briefe an den Pfarrer eines andern Dorfes, ob er da vielleicht als Gänsehirt unterkommen könnte; mußte er doch zusehen, daß er sich sein Brod selber verdiene. Nach langem Wandern zog er da einsam und allein durch einen Wald, der ihm unendlich schien; der Pfarrer wohnte so weit und seine Kräfte reichten nicht aus. Der Magen war leer, die Sohlen wund, der Sinn so verzagt; trostlos sank er auf die Knie, um zu beten, ach, er hatte sich wohl verirrt. Horch! da raschelte es in dem Gebüsch, und noch empfand er das Wonnegesühl wieder, mit dem er damals in die mitleidigen Augen des Forstmeisters sah, dessen rothes, von der Sonne bestrahltes Gesicht mit dem gewaltigen Schnauzbart für ihn zum Engelsantlitz wurde. Gott segne ihn! Wie hell klang seine Stimme: „armer Junge, wie kommst du hierher?“ Und dann saß er Abends in der Geißblattlaube vor des Forstmeisters Hause am gedeckten Tisch und mußte erzählen, wer, was und woher er sei, und wohin er wolle. Als er nun geendet und sein Medaillon und seinen Brief und des Waldbauers Empfehlung hervorgeholt und gezeigt hatte, da sah er eine Thräne in des Forstmeisters Augen schimmern, die hell im Abendseine blinkten, fühlte wieder seine Hand liebkosend auf seinem Kopfe und hörte ihn mit weicher Stimme sagen: geh' nur zu Bett, mein Junge — wollen schon sehen — gute Nacht.

Den Tag darauf fuhr er mit dem Forstmeister zu dem Pfarrer, an den sein Brief adressirt und der ein Freund seines Beschützers war. Die Männer beriethen mit einander und einzelne Worte des Forstmeisters drangen an sein Ohr wie: „offenbar guter Leute Kind — Gott hat ihn mir geschickt — Habe nicht Weib, nicht Kind — will für ihn sorgen.“ Und als die Konferenz zu Ende war, da ward ihm gesagt, er würde dort bleiben als Bögling und Hausgenosse des Pfarrers und seiner alten Hanne. Wie wohl ward ihm in der friedvollen Häuslichkeit, wie heimisch fühlte er sich, wie verging die Zeit unter Lernen und Spielen. Und wenn nun gar der Forstmeister des Sonntags kam, wie ging ihm das Herz auf in Liebe und Dankbarkeit, wenn auch der ihn scherzend „seinen Sonnenbuben“ nannte. — Nun war er sechszehn Jahre alt! Ein heller, klarer Sommernachmittag tauchte vor seinem innern Auge auf. Träumend saß er unter dem Apfelbaume und blickte über das Thal hinaus nach den fernen Bergen, die so zauberhaft im Sonnenlicht schimmerten. Zur Stadt, auf das Gymnasium sollte er, was würde das neue Leben ihm bringen? — Wieder fühlte er des Pfarrers Hand auf seiner Schulter und hörte seine mahnenden Worte: „Siehst du die Sonne, mein Sohn? Segnend geht sie über die Erde, rein und klar sinkt sie hinab. Der Volksmund taufte dich den „Sonnenbuben“, auf! zeige dich

als solchen. Eifere der Sonne nach, rein, wie sie, sei dein Herz, segnend, wie sie, dein Leben. Willst du wissen, ob dein Walten ein gutes ist, so gehe Abends hinaus in die Einsamkeit, wenn die Sonne so herrlich untergeht, wie heute, und frage dich, was hast du gethan, wie hast du gelebt? und dein eigenes Herz wird dir sagen, ob du ohne Schuld ihr in das strahlende Antlitz blicken kannst. — Morgen in aller Frühe gehst du fort — wie einsam wird mein Haus ohne dich sein, und die alte Hanne wird ihren Liebling schwer vermissen. Ich kann nichts weiter für dich thun, du mußt selber zusehn, wie du ein tüchtiger Mann wirst. Sieh mir noch einmal deine Hand, mein Sohn. Der Herr und seine Heiligen mögen dich behüten!

„Ja, Gott und seine Heiligen haben mich behütet“, murmelte Waldemar vor sich hin, dein Wort ist Wahrheit geworden. Du herrlicher Greis, ruhe in Frieden, mein Herz vergaß dich nie, wenn ich dich auch nicht mehr wieder sah, weil ein Höherer dich so bald abrief. Was Gutes in mir ist, habe ich deinem Beispiel zu danken. Du weißt es, o Sonne, wenn ich auch durch „Irrthümer“ ging, ich büßte sie ab, und keine Schuld belastet meine Seele.“

„Weißt du noch“, fuhr er in unbewußtem, leisem Selbstgespräch fort, während sein Auge heller aufleuchtete, wie ich nach überstandener Schulzeit beim Forstmeister daheim die edle Jägerei erlernte? Wie hell leuchtetest du uns entgegen durch den bereiften Wald, wie knisterten Eis und Schnee unter unsern Füßen, wenn er und ich auf die Jagd gingen und ich in komischer Abwechslung Jägerregeln und Lebensweisheit von ihm lernte? — Wie verslog die Zeit im Wechsel von Arbeit und Ruhe, bis er mich eines Tages in sein Zimmer rief und schmunzelnd zu mir sagte: „Schlingel, du bist mir so unverschämt über den Kopf gewachsen, daß du nicht länger im Hause bleiben darfst, um auf mich herunter zu blicken. Darum fort mit dir auf die Akademie, sei fleißig und studire etwas Rechtes, aber lebe auch froh, wie es Studenten geziemt, und sei kein Duckmäuser. Alle Vierteljahr bekommst du deinen Wechsel, der schon ausreichen soll, und hier (dabei fuhr mir eine gefüllte Börse in die Tasche) der Bettel da genirt mich, den nimm mir um Gotteswillen vom Halse.“ Wie stand er da unter der Hausthüre im Sonnenschein, um dem Wagen nachzusehn, der mich davontrug; wie fröhlich blies er auf seinem Horn mir den Jägergruß nach, und fuhr sich doch mit der Hand über die Augen. —

Ja, ja, Frau Sonne, blize mich nur schalkhaft an, sie waren doch schön, die Jahre des fröhlichen Burschenlebens in der hügelumkränzten Waldstadt mit ihren alten Thürmen und Gebäuden, und dem sich im Bogen durchwindenden Flusse! Und die Feten! Solch' eine Sängerschaft den grünen Rhein entlang, auf dem du vor uns hertanztest! Wie mahnst du mich an Sang und Klang, an flatternde Fahnen, frohes Jauchzen und Freudenschüsse. Und dann die Nebenlaube! Deine Strahlen nippten den Wein und Heinrich und ich gelobten uns Freundschaft — wie hell klangen die Becher, die Herzen zusammen, wie glänzend lag die Welt und das Leben vor uns, wie war es schön.

Vorbei, ihr süßen Erinnerungen eines frischen, frohen Jugendlebens. Die Zeit wird ernster, der Jüngling zum Manne. Wie warnend zieht dein blasser Schein vor mir her, durch beschneite Wälder, todesstille Auen, als ich, in Pelze vergraben, auf leichtem Schlitten, den drei Renner ziehen, dahin jage. Die Kofse dampfen in der Kälte, und der Kutscher singt ein melancholisches Lied in fremder Sprache, das zu der öden Gegend paßt.

Dann funkelte mir dein Licht durch die hohen Fenster entgegen, als ich zum ersten Male in voller Uniform den glatten Boden eines Palastes betrat. Welche Pracht, welcher Glanz, und doch wie herzbedrückend! Dann erblickte dich mein trunkenes Auge in jenen Ländern in nie gekannter Schöne unter Pinien und Kastanien, wo bei deinen Strahlen die Mandel reift, Springbrunnen in offenen Marmorhallen plätschern, und schwarze Augen durch Schleier und Jaloufteen, mit dir wetteifernd, mich feurig anblickten.

Das Schicksal wirft den Feldjäger von einer Hauptstadt zur andern. Die vornehme Welt, Pracht und Glanz locken mit allen Verführungen, doch dein Strahl rettet mich. Was nur bei Kerzenglanz zauberhaft, sinnverwirrend, des Besten werth erscheint — bei deinem hellen Lichte wird es hohl, verächtlich und schaal. Du lehrt mich, daß der Zweck des Lebens Arbeit und Schaffen ist. Endlich bin ich wieder daheim bei meinem alten Freunde, meinem zweiten Vater. Man hat ihm ein größeres Revier gegeben, er braucht einen Gehülfen, und wir haben Hoffnung, daß man mich dazu ernennen wird. In Gedanken baue ich mir ein Haus in

seiner Nähe, schweife durch die Wälder mit frohem Herzen — und dann! — — —“

Er schwieg von Erinnerungen überwältigt, die, lange von ihm zurückgedrängt, heute mächtiger als je ihr Recht forderten. Wohl hatte er jeden Gedanken an eine erst so beseligende und nachher so qualvolle Zeit zu verschweigen gesucht — heute aber half kein Behren, sie kamen wieder mit unbezwinglicher Macht. Der wundervolle Abend, das leise Rauschen in den Bäumen, die Vogelstimmen im Walde. Alles trug dazu bei, sein Herz zu erweichen, um ihn noch einmal den nie vergessenen Traum seines Lebens durchleben zu lassen und ihn noch einmal mit Glück und Leid zu erfüllen. Wieder sah er sie vor sich, wie damals, als er mit dem Forstmeister zu ihrem Vater geritten kam, der sich erst vor kurzer Zeit in der Gegend niedergelassen hatte. Leicht wie eine Gazelle flog sie über den Rasen, ihr Brüderchen zu haschen, der spielend ihr davongelaufen war. Vom Lauf und vor Verlegenheit erröthend, auf einer Kinkerei ertappt zu sein, öffnete sie auf des Forstmeisters Anruf das Gitter und ließ sie ein. Sie war nicht das, was man schön nennt, aber voll unendlichem Liebreiz, mit großen, dunkeln Augen, die in einem Augenblicke so schelmisch und im nächsten so tief ernst blicken konnten, während in den Zügen sich jeder ihrer Gedanken wiederpiegelte.

„Das gäbe eine Frau für dich“, meinte der Alte, als sie nach Hause kamen, „die kleine Heze ist mein Herzblättchen und gerade solch' ein lustiges Waldeufelchen, wie man es im einsamen Forsthaufe braucht, um Einem die langen Winterabende gemüthlich zu machen, und dabei rein und treu wie Gold. Weiß Gott, sie hat mir's angethan.“ Und einige Wochen später, da war das Wunder vollbracht! — Er ging durch den Wald, ein anderer Mensch. Sie hatte es ihm angethan, überall sah er ihre Augen, hörte er ihre Stimme. Sein Herz, das den Stürmen und Verlockungen des Lebens widerstanden hatte, es war waffenlos vor dem Frühlingshauche der ersten Liebe, dem Zauber echter, mädchenhafter Unschuld. Wie häumte sich sein Stolz empor bei dem Gedanken, daß eine Mädchenhand ihn leiten könne — alles Behren half ihm nichts, er mußte sich endlich sagen, daß sie sein Leben, seine Freude, das Dasein mit ihr seine Seligkeit war. Und als sie nun unter seinem Blicke erröthete, beim Klange seiner Stimme erbebt — was fehlte noch zu seinem Glück? Nur das eine Wort durfte er sagen „sei mein“, und sie ward es.

Wie spornte er sein Ross zum schnellern Ritte, als er hinslog, entschlossen, ihr seine Hand, sein Herz zu bieten, schlug es doch voll freudiger Hoffnung.

Und wie brannte die Sonne auf ihn ein, als er, wund zum Tode, davonjagte, denn sie, die sein Alles war, sie hatte ja nur mit ihm gespielt, ihre Blicke hatten gelogen — sah er sie doch, als er vorüberritt, in der Gartenlaube, und ein Anderer lag ihr zu Füßen und hatte seinen Kopf auf ihre Kniee gelegt; sie küßte und freichelte ihn und flüsterte, „Paul, mein lieber Paul“, daß ihm das Herz gebrochen, als er es gehört und wie rasend davongeritten war.

Das jagte ihn fort in die weite Welt, daß er Alles verließ, um jenseits des Meeres ein neues Dasein zu beginnen; es sollte keiner sehen, wie wund er sei. Vom Forstmeister nahm er schriftlich Abschied und kehrte nicht mehr heim. Seitdem hatte er nie ihren Namen genannt, nie nach ihr gefragt, um ihr Bild aus seinem Herzen zu bannen. Was war aus ihr geworden? Was ging ihn das an, war sie doch todt für ihn! Oder spottete sie vielleicht in des Gatten Armen über den leichtgläubigen Narren!

Diese Gedanken zerriffen sein Inneres. Mit einer raschen Bewegung sprang er auf, schüttelte sich die Locken von der Stirn, als wolle er alle Gedanken, alle Träume verschweigen, blickte noch einmal in die Sonne, die eben den Saum des Meeres berührte, und eine glänzende Goldsäule darauf baute, und schritt, die Stirne über die Schulter geworfen, durch den Wald seinem Gute zu.

Der Weg führte ihn durch eine Schlucht, die sich von dem Gipfel des Bergrückens, auf dessen Höhe sein Wohnhaus stand, bis an das Ufer spaltete, und einen freien Durchblick auf die glänzende Wasserfläche gewährte. Es war, als habe sich der ganze Zauber des schönen Laubwaldes, der so großartig die Berge krönte, hier noch einmal zusammengedrängt, um durch geheimnißvolles Wehen, süße Träume und stille Gedanken das Menschenherz zu rühren, daß es die Stimme der Natur verstehen lerne. Von der Höhe sprang ein Bach in kühnen Sägen hinunter, um drunten in der Tiefe ein Mührlad zu treiben und dann leise murmelnd in das Meer zu fließen. Jungfräuliches Grün, zartes Moos deckte den Boden, und wer diese Schlucht hinabschaute auf

das Meer, fühlte sich wunderbar bewegt, denn Frieden und Unendlichkeit — ein Hauch Gottes wehte ihn an.

Auch auf Waldemar's Gemüth verfehlte dieser Anblick seine Wirkung nicht. Oben auf der Höhe angelangt, die seinem Hause gegenüber lag, blieb er stehen und schaute hinab. Was sich vor ihm ausbreitete, das blühende gesegnete Land, war sein Eigen- thum, sein im Schweiß des Angesichts erworbener Besitz. In den Hütten, die näher lagen, wohnten Menschen, die von ihm abhingen, die er beglücken konnte; in den bessern Häusern andere, die sich im Bade Genesung holten — und was er sah, Felder, Wald und Berge, Alles war sein eigen.

Da hielt sein Zorn nicht Stand — hoch auf jubelte sein Herz; wach' ein Wirkungskreis lag vor ihm! Ja, fortan wollte er nur für Andere leben und so Vergeltung üben für das, was gute Menschen an ihm gethan, im Glück Anderer vergessen, daß ihm selbst das höchste Glück nicht geworden war. Er, der arme, verlassene Sonnenbube war jetzt reich und ein angesehenener Mann. Eine wundersame Nührung kam über ihn.

Da hörte er unten den Bergpfad herauf ein Lied von einer schönen Altstimme singen, das er sehr liebte. Voll und getragen klangen die Töne durch den Abend, und je weiter er schritt, je deutlicher vernahm er die Worte:

Sei mir gegrüßt, o Leben,
Sei mir gegrüßt, o Welt,
Von Frühlingegrün umgeben,
Von Blüthenglanz erhellt!
Es spielt im Grün der Bäume
Das rothe Sonnenzold;
So glühen auch viel Träume
Im Herzen wunderhold.

Es geht ein leises Wehen
Bohl durch den grünen Wald,
Und in den Augen stehen
Die frohen Thränen bald.
Es jauchzt viel frohe Lieder
Die Berge himmelwärts;
Was pochst du auf und nieder,
Du übervolles Herz?

Hier schwieg die Sängerin, wie überwältigt vom eigenen übervollen Herzen, und von Waldemar's Rippen ertönte fast unbewußt der letzte Vers:

Mir ist, als müßt' ich treten
Auf eines Berges Rund,
Um einsam dort zu beten
Aus tiefstem Herzensgrund:
„Mag auch mein Haupt ergrauen
„Und stiller sein die Brust,
„Sah deine Welt mich schauen
„D Gott — mit gleicher Lust.“

Als der Ton verklungen, eilte er den Pfad hinunter, um die Sängerin zu sehen; wahrscheinlich eine neue Erscheinung unter

den Gärten des nahe gelegenen Seebaades. Da sah er Bänder flattern, bog eilig um die Ecke des Weges und stand erschrocken vor einer Dame, die ebenso bleich wie er, ihn erschrocken und verwirrt anschaute. Alles Blut drängte sich ihm zum Herzen zurück und drohte es zu sprengen! Ja, das waren dieselben Augen, die ihm über Land und Meer nachgefolgt waren, und die er, wie sehr er sich auch bemüht, dennoch nicht hatte vergessen können.

Dasselbe Antlitz, nur bleicher und ernster, dieselbe leichte und anmuthige Gestalt, nur ausgeprägter. Wo aber war das heitere Lächeln, der schelmische Kindesblick geblieben? Betäubt, bis in das innerste Mark erschüttert von Qual und Jubel, keines Wortes mächtig, stand er vor ihr und heftete seine Augen auf sie, die wie angezaubert ihm gegenüber an der Bank lehnte, von der sie aufgestanden war, als sie die sich nahenden Schritte gehört hatte. Ihre Blicke hingen an einander, was lasen sie? Er — Trauer, Freude, Stolz und Hingebung, sie — volle ungetheilte Liebe, Zorn und Schmerz.

„Anna!“ rief er endlich in einem Tone, vor dessen Klange er selber erbehte. Seine Stimme löste die Erstarrung, in der sie athemlos gestanden, und ihre Blicke sanken schüchtern zu Boden, während die Blässe ihrer Wangen in ein leichtes Roth überging.

Schöner, lieblicher war sie ihm nie erschienen, als jetzt, da er sie im lichten Sommerkleide, den Strohhut am Arme, nach Jahren des Schmerzes und der Sehnsucht wieder sah, beleuchtet vom letzten Schein der Abendröthe, die mit der Gluth auf ihrem Antlitz zu wetteifern schien. Fast ohne zu wissen, was er that, hatte er ihre Hand zwischen die seinen genommen, es drängte ihn mächtig, sie an seine Brust zu ziehen.

„Anna“, flüsterte er wieder und vergaß seinen Zorn, sein Weh, dem Zauber ihrer Nähe erliegend. Er sah, wie sie mit vorwurfsvollem, fast bittenden Blick ihn anschaute, wie sie mühsam nach Fassung rang. —

Da trat sein Freund Heinrich um die Ecke, der ihn zu suchen ausgegangen war, und rief, ohne weiter auf die beiden zu achten: „Waldemar, da bist du endlich! Wir suchen dich überall, ein Expresseur von der nächsten Station wartet auf dich, die Sache ist von der größten Wichtigkeit — ich glaube, er bringt einen Brief vom Forstmeister.“

Heinrich's Dazwischentritt löste den Zauber, der Beide gefangen hielt und sie Zeit, Raum und Trennung hatte vergessen lassen. Rasch ließ Waldemar Anna's Hand sinken, trat mit einer Verbeugung zurück und stürzte so schnell davon, daß Heinrich ihm kaum zu folgen vermochte, während Anna in unbeschreiblicher Erschütterung auf die Bank zurück sank und, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend, in Thränen ausbrach.

(Fortsetzung folgt.)

Kunstgewerbliche Skizzen.

IV.

Der Orient und Ost-Asien im modernen Kunstgewerbe.

Es ist im vorigen Artikel auf die ewig mustergiltige Ornamentik des Orients hingewiesen worden, welche heute wiederum im europäischen Kunsthandwerk eine so große Rolle spielt. Wiederum sagen wir, denn derselbe Prozeß, den wir heute unter unsern Augen sich vollziehen sehen: die Aufnahme ornamentaler Formen des Orients in die europäische Kunst, dieser alte Prozeß hat sich schon wiederholt abgespielt. Jedesmal wenn der europäische Erfindungsgeist mit seiner Weisheit zu Ende war, wenn er den Vorrath seiner Ornamente aufgebraucht hatte, so oft eine große Entwicklungsperiode zu Ende ging — dann wandte man sich dem uner-schöpflichen Formenschatz des Orients zu, um aus ihm neue Nahrung, neue Anregung zu holen. Die älteste griechische Kunst hatte mit orientalischen Formen begonnen, die letzten Ausläufer byzantinischen Formen übergang. Mit den großen Mengen seidener Prachtstoffe des Orients, welche während des Mittelalters zu kirchlichen Gewändern in Europa verarbeitet werden, kamen die Muster dieser Stoffe in allgemeinen Gebrauch und fanden in allen Zweigen der mittelalterlichen Kunst des Occident's Verwendung. Auch die Renaissance griff muthig in die reiche Fülle der orientalischen

Ornamentik; die Arabeske, d. h. die von den Arabern entlehnte Verzierungsweise, ist ein Hauptfaktor der Ornamentik in jenem Zeitalter. Im 17. Jahrhundert beginnt dann mit der Einfuhr des chinesischen Porzellans in Europa der Einfluß Ost-Asiens, der bis gegen Ende vorigen Jahrhunderts der herrschende blieb. Aber mächtiger denn je zuvor ist heute die „orientalische Frage“ auf künstlerischem Gebiet entbrannt, seit man die verkommene europäische Dekorationsweise wieder zu regeneriren beginnt, wozu dann der massenhafte Import orientalischer und ostasiatischer Industrie-erzeugnisse nach Europa hinzutritt.

Aber welches ist denn nun eigentlich der Grund dieser Erscheinung, daß der Orient zu allen Zeiten eine so wichtige Rolle auf dem Gebiet der Ornamentik gespielt und heute wiederum in ungläublich kurzer Zeit sich ganze Gebiete der occidentalischen Industrie erobert hat? Bei der Beantwortung dieser Frage müssen wir den eigentlichen Orient, d. h. die Kunst der mohamedanischen Völker Vorder-Asiens, Aegyptens und Nordafrikas, von derjenigen der Japaner und Chinesen streng scheiden: diese beiden Dekorationsweisen sind wesentlich verschieden und deshalb gesondert zu betrachten.

Die Völker des Orients haben eine ganz ausgesprochene Befähigung für Ornamentik. — Was wir als unbedingt, heute von unsern Handwerkern zu erlernendes Erforderniß für unser Gewerbe betrachten: die Stillirung der zum Dekor verwandten

Naturformen, das ist dem Orientalen angeboren. Bei der großen Stabilität der Verhältnisse der orientalischen Völker und der dadurch ermöglichten Tradition begegnen wir durch Jahrhunderte hindurch denselben Ornamenten, so daß es meist außerordentlich schwierig, oft unmöglich ist, das Alter orientalischer Kunstprodukte bloß aus dem Dekor zu bestimmen. Diese ihre besondere Geschlossenheit zu fixieren dokumentieren die Orientalen nun auf allen Gebieten des Gewerbes, vor Allem aber in der Weberei. Ein Blütenzweig, welcher zur Ornamentierung einer Vase verwendet wird, kann und darf trotz aller Stilisierung immer noch bis zu einem gewissen Grade Körperlichkeit besitzen. Beim Flächenmuster dagegen muß er dieser letzteren gänzlich entkleidet werden, es darf gleichsam nur noch als eine gefärbte Contur-Zeichnung erscheinen, um eben nicht aus der Fläche zu fallen, resp. herabzutreten. In dieser Flächendekoration sind die Orientalen die unverweichten Meister und daher die orientalischen — oder wie es heute kurzweg aber falsch heißt, die persischen — Teppiche die Vorbilder der Teppichindustrie aller Zeiten und Völker.

Dabei beobachtet der orientalische Handwerker auch streng den Grundsatz, daß sich die Dekoration den tektonischen Formen des geschmückten Gegenstandes unterzuordnen hat; das Ornament wird als Theil des betreffenden Geräthes betrachtet, dessen Formen und Größenverhältnissen es sich anzubequemen hat. Je schärfer die Formen des Geräthes gegliedert sind, um so strenger pflegen die ursprünglichen Naturformen fixiert zu sein, um die Zweckmäßigkeit der einzelnen Theile hervorzuheben. Diese Grundbedingungen des orientalischen Ornamentes sind auch, wie wir früher sahen, die Lebensbedingungen der europäischen: und wenn letzteres sich derselben im Laufe der Zeit nicht mehr bewußt war, immer hat es an der Hand des Orients dieselben wieder aufgenommen.

Nicht unähnlich verfährt die altchinesische Kunst: auch sie paßt in richtigem Stilgefühl die Ornamente den tektonischen Formen an, wodurch von selbst eine Stilisierung bedingt ist. Statt jedoch die innere Gesetzmäßigkeit der organischen Formen bei der Stilisierung hervorzuheben wie der Orient, verändert sie dieselben vielmehr zu phantastischen, oft fragenhaften Gebilden, welche dann allerdings oft mit großer Meisterschaft den Geräthformen untergeordnet werden. Gelegentlich, namentlich auf den seltenen Porzellanen des 15. Jahrhunderts, begegnet man allerdings fixirtem Pflanzenwerk von einer Schönheit, welches man getrost den Ornamenten der italienischen Frührenaissance an die Seite stellen kann.

Ganz anders verfährt der japanische Künstler: er schmückt sein Geräth ganz ohne Rücksicht auf dessen Form, indem er es „wie eine Seite seines Skizzenbuches“ behandelt. Was grade seinen Sinn fesselt, ein Blütenzweig, ein Paar Muscheln, ein Fisch — das wirft er mit der ihm eigenen Sicherheit in höchster Naturtreue mit geübter Hand auf sein Geräth, mag es eine Form haben, welche es will. Aber trotz der anscheinenden Gleichgiltigkeit bei dieser Dekorationsweise wird man bei genauer Beobachtung doch eine gewisse „Methode“ gewahr. Man findet, daß die Form z. B. der Blütenzweige, das Verlaufen der einzelnen Ranken doch bis zu einem gewissen Grade Rücksicht nimmt auf die zu schmückende Fläche, daß die Größe und Schwere der Ornamente doch mit feinem künstlerischen Bewußtsein dem Geräth angepaßt ist. Und dies ist der Punkt, wo die meisten europäischen Imitationen japanischer Gegenstände scheitern, deren Verfertiger durch brutalen Naturalismus und handwerksmäßige Rohheit die künstlerischen Arbeiten der Japaner erreichen zu können glauben: Der Japaner ist ein Künstler, der Europäer ein Handwerker! Dieses in direktem Widerspruch mit den europäischen Stilgesetzen stehende Dekorationsverfahren ohne Weiteres in unser Gewerbe einführen zu wollen, ist ein einfacher Unsinn. So sehr es sich für die barocken, phantastischen Gefäßformen Japans eignet, so wenig kann man es auf die tektonisch streng gegliederten europäischen Geräthe übertragen. Und mit dem Dekor die japanischen Formen einführen, wäre vollends Thorheit; denn unsere Gebrauchsformen sind durchaus nichts Zufälliges, sondern mit unseren Lebens- und Kulturverhältnissen eng verwachsen, können also nicht beliebig bei Seite gelegt und durch andere ersetzt werden. Ein lehrreiches Beispiel, wohin die einfache Uebertragung japanischer Dekoration auf europäische Gefäße führt, hatte Schreiber dieser Zeilen vor Kurzem zu sehen Gelegenheit: Es sind ein Paar Majolika-Vasen aus der berühmten Fabrik von Minton & Co. in Stoke upon Trent, Geschenke der Königin von England an den Prinzen Friedrich Karl; dieselben zeigen auf der strengen antiken Form der Amphora japanischen bunten Dekor

auf braunem Grund, beiderseits Papageien und Schmetterlinge. Die Malerei ist von höchster Meisterschaft in Zeichnung, Pinselführung und Farben und ein Beweis, was ein bedeutender Künstler in Nachahmung des Japanischen leisten kann. Aber trotz alledem ist die Gesamtwirkung gleich null, ja sogar langweilig, man fühlt, Geräthform und Dekoration passen nicht zu einander, man bedauert, daß so viel Kunst verschwendet ist, um so etwas hervorzubringen. Das Ganze ist durchaus verfehlt.

Eine wirklich erspriessliche direkte Benutzung japanischer Formen kann nur dann stattfinden, wenn etwa tektonisch gleichgiltige Glieder zu schmücken sind: also Fliesen zur Wandbekleidung, Füllungen und ähnliches. Es ist daher die jetzt in Paris beliebte Dekoration aller Gebrauchsgegenstände in japanischem Geschmack durchaus zu verwerfen, wenn sie die oben aufgestellten Grenzen überschreitet. Bloß „um japanisch zu ornamentieren“ alle Tradition aufgeben, ist verkehrt und günstigsten Falls hat man doch nur ziemlich mächtige Kopieen, die an und für sich oft recht hübsch, neben ihren geistigen Ahnen aber doch recht miserabel sind. Diese ganze Richtung ist eine Mode oder Krankheit, wenn man will, entstanden durch die Erfolge der japanischen Abtheilung auf der Weltausstellung von 1878, welche die französische Industrie angefeuert haben. Von hier aus verbreitet sich die Japansucht augenblicklich nach Deutschland und wird als von Frankreich kommend natürlich mit Freuden begrüßt. Lange wird sie, wie alle solche Krankheiten, nicht anhalten, namentlich wenn ihr energisch zu Leibe gegangen wird. Die ganze Richtung beruht auf einem Verkennen des Werthes der japanischen Kunst für unser Gewerbe: ihre Bedeutung liegt für uns darin, daß sie uns lehrt, wiederum zurück zu kehren zum Studium der Natur. Sie zeigt uns, daß unser ornamentaler Formenschatz im Laufe der Jahrhunderte immer mehr verknöchert ist, zeigt, wie weit wir von den organischen Formen, welche unseren Ornamenten zu Grunde liegen, abgekommen sind. Sie weist uns darauf hin, wie wir arbeiten müssen, um die dekorative Kunst wieder neu zu beleben: eingehendes Studium des Urquells alles Schönen, der organischen Natur, Stilisierung an der Hand der orientalischen Kunst und der guten occidentalischen Arbeiten vergangener Jahrhunderte.

Und wenn das auf diesem Boden erwachsene Ornament nach tektonischen Regeln geformte Geräthe schmückt und mit ihnen ein vollständiges Ganzes bildet, dann haben wir, was uns so unendlich noththut: eine Renaissance des Kunstgewerbes. P.

* Ein Humboldtscherz. Die französische Wochenschrift „Les sciences pour tous“ bringt in ihrer neuesten Nummer einen interessanten Artikel über Monomanien, an dessen Schluß folgende (allerdings wohl unverbürgte) Humboldt-Anekdote erzählt wird. Der große Gelehrte hatte einst bei seiner Anwesenheit in Paris einem bedeutenden Arzte gegenüber den Wunsch ausgesprochen, einmal mit einem Irrenstigen zusammen speisen zu können, um an diesem Studien zu machen. Nach einigen Tagen erhielt Humboldt von dem französischen Gelehrten eine Einladung zum Souper, zu dem außer ihm nur noch zwei andere unbekannt Gäste erschienen waren. Der eine, ein etwas älterer Herr mit nachdenklichem Gesicht, dunkler, äußerst sorgfältiger Toilette, wenig sprechend und nur am Essen und Trinken lebhaft theilnehmend, anscheinend ein Gelehrter oder höherer Staatsbeamter. Der andere Gast dagegen war Humboldts Mann, aufgeregt in Sprache und Bewegungen, wild zerzaustes Haar, nachlässige Toilette und vor Allem zeigten seine fortwährenden Reden dem Gelehrten, wen er vor sich habe. Dieser Fremde sprach über Alles durcheinander, über Cicero und Thiers, über Leonidas und Napoleon den Ersten, über Metaphysik und Journalistik, über Musik und römische Alterthümer, er schien unerschöpflich in seinen Gedankensprünge, seinen originellen Reden, seinen Paradoxen. Humboldt beobachtete ihn mit außerordentlichem Interesse und war über die Reden des Irrenstigen ebenso erstaunt als entrückt. Nach dem Souper fand er Gelegenheit, dem Gastgeber ins Ohr zu flüstern: „Ich danke Ihnen herzlich! Ich habe mich mit dem Narren köstlich unterhalten!“ — „Wie so?“ frug erkannt der Hausherr, „Sie haben ja mit ihm kein Wort geredet!“ — „Doch, doch, ich meine den jungen aufgeregten Mann!“ antwortete Humboldt. — „Ah! das ist allerdings ein bedeutendes Mißverständnis, der Irrenstige war der ernste stille Herr!“ — „Und wer war der, den ich für irrsinnig hielt?“ forschte Humboldt. — „Dieser war — Herr Balzac!“

Briefkasten.

N. F. hier. Die zur Zeit in unserm „Familienblatt“ erscheinenden „Kunstgewerblichen Skizzen“ stammen aus der Feder eines der berufensten Schriftsteller auf diesem Gebiet, des Dr. Pabst, Direktorial-Architekt am Königl. Gewerbe-Museum zu Berlin.